

Zeitschrift: Am häuslichen Herd : schweizerische illustrierte Monatsschrift
Herausgeber: Pestalozzigesellschaft Zürich
Band: 27 (1923-1924)
Heft: 7

Artikel: Die alte Lampe
Autor: Ertl, Emil
DOI: <https://doi.org/10.5169/seals-666499>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. [Mehr erfahren](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. [En savoir plus](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. [Find out more](#)

Download PDF: 24.07.2025

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>

den jenseits. Die gerade Linie des rechten Ufers wird gedämpft durch diejenige des Waldsaums und die Wiederaufnahme der Geraden im abschließenden Bergkamm.

Wohlig fühle Herbststimmung atmet das Bild von der Insel Sylt (Nr. 9), die große Einsamkeit belebt im Vordergrund ein leuchtender Teich mit ruhenden und zufliegenden Möven. Welch wichtige Bewegung dagegen im Bild von der Normandie (Nr. 10) „Abziehender Sturm“! Die Wogen in voller Breite ausladend, aber gegen den Strand hin bereits in ruhig glänzendem Wasser sich verlierend. Die dunkeln Wolken beginnen sich zu lichten, der Sturm bläst zum Rückzug.

Ein Stück Urwelt umfängt uns in dem heroisch gehaltenen „Piz Campoccio“ (Nr. 11), sowie im „Märjensee“ (Nr. 12). Majestätisches Hochgebirge mit jähren Abstürzen, Schnee- und Schutthalden und emporwallendem Nebel, darüber ein ruhiger, hellwolkiger Himmel dort, hier ein Gletscherabbruch, umspült von dunkelblauem See mit schimmernden Eisklöben; fern aus der Mitte des Bildes und unter rauchendem Nebel hindurchbrechend ein Strahl Sonnenlicht, der die blauen Eiskanten streift, so das blau in blau gemalte Bild erhellend und die Ausrüstung dieser Eiskammer sichtbar machend.

Dieses Bild steht in seiner Art einzig da. Volles Licht, ja glühende Abendsonne strahlt uns wiederum aus dem Davoserbild (Nr. 12) entgegen, gedämpfter dagegen kommt das Licht im „Glärnisch“ von der schneeglänzenden Hochwelt über die bewaldeten Vorberge daher geströmt.

Heimatkunst im engern Sinne, wo sich die Liebe zum Boden, auf dem der Künstler geboren wurde, oder die Sehnsucht nach dem Vaterland, das er mit jungen Augen geschaut und in seine Seele aufgenommen hat, sind sodann die Bilder vom Zürichsee (Nr. 15), Greifensee (Nr. 16) und Bodensee (Nr. 17). Das erste, eine beglückende Naturidylle voll tiefen Frie-

dens, das zweite die vom schwer wuchtenden Föhn bewegte Wasserfläche mit dem beruhigenden Hintergrund des in sicherer Selbstherrlichkeit thronenden Glärnisch, das dritte eine Bodenseelandschaft mit bewegter Wasserfläche und wirrem, Sturm anzeigendem Gewölke und zarten Lichtstreifen, die das düstere Grau erhellen. Luft und Wolken malt selten einer so durchsichtig, duftig und tief wie Lehmann. Auch das Figurenbild „Am See“ (18) lebt, abgesehen von der ungekünstelt hingemalten Frau, von dem Reiz der Luft, die silbertönig das Bild ausfüllt. Der Ton des Kleides geht wunderbar mit dem des Sees zusammen.

Noch wären eine Menge fesselnder Landschaften von der Lütelau, vom Ezel, Mondlandschaften von Sylt etc. zu nennen; aber Bilder müssen gesehen werden. Wenn wir einmal wieder Kunstdruckpapier verwenden dürfen, werden wir dieses und jenes schöne Bild reproduzieren. Sie alle würden Beweise einer großen Liebe zur Natur in all ihren Erscheinungen, vom aufziehenden und abziehenden Gewitter, von den mächtigen Bergen und stillen Seen bis zum friedlichen Blumenstrauß darstellen.

Zum Schluß führen wir dem Leser noch zwei Bautenbilder vor (19 und 20). Ist nicht auch die schön aufgebaute „Chemische Fabrik Uetikon“ mit dem flockigen Kaminrauch und den schön sich ballenden Wolken ein Stück Heimatpoesie! Und wie herrlich wächst sich mit ihren schlanken Pfeilern und Bogen die sanft sich biegende Landwasser-Eisenbahnbrücke bei Filisur in die Felsen hinein! Hier hat der Architekt dem Maler die Hand gereicht. Kein Zweifel, diese Wandgemälde sind ein zeit- und anstaltgemäßer Schmuck des Neubaus des Polytechnikums und verdienen mannigfaltigste Fortsetzung. Ihrem Schöpfer wird unsere gebildete Jugend und mit ihr das Schweizervolk Dank wissen, hat er sich selber doch glücklich nach Hause gefunden.

(Bild 11—20 s. Maiheft).

Die alte Lampe.

Von Emil Ertl.

Die ich seit vielen Jahren nicht mehr sah,
Die alte Lampe, plötzlich steht sie da.
War lang mit Staub bedeckt, vom Rost zernagt,
Ist hilfsbereit doch, da das Licht versagt.
Es meuterte ein Draht. Finster das Haus!

Man wühlte im Gerümpel, grub sie aus.
Zur Not gereinigt, goß man Öl hinein —
Schon leuchtet still wie einst ihr milder Schein,
Auf meinem Arbeitstisch ein Kreis, vom Licht erhellt...
Auflebt aus diesem Zauberkreis mir eine Welt!...

Du alte Lampe! Auf den ersten Blick
 Schienst du mir fremd. Nun taste ich zurück.
 Gewiß! Du bist's! Schon hab' ich dich erkannt!
 Wie vieles ging seither durch Stadt und Land,
 Seit ich dich nicht mehr sah! Wie weit, wie weit
 Zurück liegt, alte Lampe, deine Zeit!
 Noch gab's des Draht's mühloses Glühen nicht,
 Doch in uns beiden brannte still ein Licht.
 Gedenkst du unsrer alten Bude noch?
 Wie's traulich nach Studentenknaster roch?
 Und meiner Mutter selig, wenn sie ins Gemach
 Dich brachte und ihr „Guten Abend!“ sprach?
 (Sie hielt noch was auf guten alten Brauch,
 Und so, wenn sie die Lampe brachte, auch.)
 Erinnerst du dich, wie so oft die Nacht
 Wir über meinen Büchern durchgewacht?
 Die Stube kalt, doch Kopf und Herz so warm!
 Wie reich waren wir damals, ob auch arm!
 Wie brauste noch der Jugend kühnes Blut!
 Dein Kreis war eng, doch hell und frei und gut,
 Und gingen wir im Morgengraun zur Ruh,
 So waren wir zufrieden, ich und du..

Erinnerst du dich, wie das Leben dann
 Uns in die Schule nahm? Nun war ich Mann.
 Der Bücherweisheit war ein Ziel gesetzt,
 Denn Schaffen und Erwerben galt es jetzt,
 Den Acker pflügen mit mühseligem Pflug.
 Ein Mädchen ich auch still im Herzen frug.
 Es wußte niemand drum, nur du allein.
 Und wieder saß ich wach bei deinem Schein,
 Wenn ich des Nachts an die Geliebte schrieb,
 Was jeder schreibt: „Ich hab' dich lieb, dich lieb!“
 Und gingen die Gedanken manchmal kraus,
 Du warst verschwiegen, lachtest mich nicht aus,
 Teiltest mit mir des Herzens Überschwang,
 In Hoffnung schwelgend und dann wieder bang,
 Liestest mit mir auch manchen süßen Brief von ihr.
 Sie liebte! Und du warst beglückt mit mir.
 Und dann — ach ja, auch Herbes wog mir zu
 Die Zeit. Erinnerst dich noch, alte Lampe du?
 In deinen Schein gerückt mit zager Hand,
 Ein zitternd Blatt mir heißen Schmerz entband
 Die gute Mutter hatte ausgekämpft.
 Das hat mir lange jede Luft gedämpft.
 Sie tat für mich so viel, fast allzuviel,
 Und sollte nicht mehr sehen mich am Ziel!
 Gesichert sehn nicht, den sie einst umsorgt,
 Verjüngtes Blühen, dem sie ihr Bild geborgt,

Zur frohen Reise nicht gedeihen sehn,
 Sich freun nicht am erneuten Lebensreis.
 So nah' die Ernte, und sie mußte gehn!
 Das frug ich schwerer, als ich's heut noch weiß.
 Da fiel auf dich durch meiner Tränen Glanz
 Mein Blick. Ich sah's, wie sie dich einst umfaßt,
 Wenn sie herein dich frug. Die Hand, so mild,
 Und gütig, ihrer Seele irdisch Bild.
 Die Hand, die mich als Kind gesund gepflegt,
 Sorglich den Pfad mit Blumen mir umhegt.
 Ein Wunder schien's, weiß nicht, wie das geschah:
 Mir war, als fühlst' ich sie mir wieder nah,
 Als hätt' ich ganz verloren sie doch nicht,
 So lang noch du mir spendetest dein Licht.
 Und du bleibst frei. Im jungen Ehelenz
 Warst du die Sonne unsres Firmaments,
 Erhellend unser Stübchen wundersam,
 Wenn Winterabends müd nach Haus ich kam.
 Des Ofens Knistern hörten wir, wie gern!
 Die Welt war rau, doch gottlob meilenfern.
 Dann saßen wir beglückt um Deinen Schein
 Und rückten unser Buch in ihn hinein
 Und lasen stille, Hand in Hand, zu zweit.
 O doppelt wonnevolle Einsamkeit!
 Und wenn die Liebste dann zur Ruhe ging,
 Am Schreibtisch mir ein neuer Tag anging,
 Du wachtest mit mir, wie du sonst getan.
 Um deinen Lichtkreis hob's zu raunen an,
 Unheimlich wallte auf der Geisterchor,
 Gestalten, die gebieterisch ich beschwor,
 Sie frankten sich an meinem Herzblut kalt.
 Da leg' ich mir zurecht ein neues Blatt,
 Und die geheimsten Seelen wurden Mund
 Und taten mir ihr Schicksalsrätsel kund.
 Und ich schrieb's auf bei deinem stillen Licht,
 Und wenn ich's wieder las, war's ein Gedicht.
 So flohn die Jahre, eh' ich mich besann,
 Und immer staunt' ich, wie die Zeit verann,
 Dem Sturz des Bergstroms gleich schoß sie hinab:
 Wer Ziele hat, dem wird das Leben knapp.
 Der Weg selbst war mein Ziel: Arbeit, nicht Dank.
 Und wenn ich müd war und der Mut mir sank,
 So schlich zur Tür ich leise auf den Sehn.
 Dann hörst' ich meiner Lieben Atem gehn,
 Vielleicht auch, wenn's durch Zufall sich so traf,
 Ein tiefes Seufzen aus dem ersten Schlaf,
 Ein wehes Greinen, wenn ein Kindlein krank,
 Ein Fallen aus dem bunten Traumgerank,

Ein Lachen, das wie Silberglöcklein klang,
Draus übermütig froh das Wörtchen „Bater!“
[sprang.

Dann stand ich betend still und lauschte stumm.
Und kehrte wie gestählt dann wieder um,
An meinen stillen Arbeitsplatz zurück.
Du alte Lampe, sag, war das nicht Glück?
Du meinst, es hätten auch die Sorgen sich gemehrt?
Und doch war's Glück, das Glück am eignen Herd!
Glaub mir aufs Wort: hätt' ich die freie Wahl,
Möchl's anders haben nicht ein zweites Mal...

Wie doch dein Anblick, alte Lampe, mich benahm,
Daß unversehens ich ins Träumen kam!
Daß mit den hellsten Farben hingemalt,
Erinnerung im rosigem Licht erstrahlt,
Und doch ein banges Weh ins Herz mir schleicht.
War's nicht genug, was ich seither erreicht?
Fühl' ich die Jugend sachle schwinden schon?
Bedrückt mich dieser Zeiten härtere Frohn,
Wo Treue, Güte, Sitte, Ehre, Recht
Verhöhnt sich sehn wie Christ vom Henkersknecht
Und trotz Gewirrs von Drählen in der Luft
Lichtlos die Herzen schmachten in der Brust?
Was immer auch der tiefe Grund sein mag,
Warum ich Zwiesprach mit der Lampe pflag —

Der Wirklichkeit hat's schon zu lang gewährt,
Sie liebt nicht, daß man goldne Träume nährt.
Ein Wink, der frühen Tage Zauber schwand,
Zäh saßt die Gegenwart nach meiner Hand:
Herein? Ein Klopfen mich aufhorchen ließ,
Gewaltsam mich aus den Gedanken riß.
Der Schaden sei behoben rief ein Mann
Zur Tür herein. Gebrochen war der Bann.
In breiten Wogen fluten Ströme Lichts
Durch mein Gemach, die Lampe wird zum Nichts.
Verschwunden ist von meinem Arbeitstisch
Ihr heller Kreis, so fraut und zauberisch,
Kaum merkt man es, daß sie noch scheint.
Da lösch'ich sie und hätte fast geweint;
Doch zürnend hab' ich rasch mich noch errafft,
Noch fühl' ich in mir Widerstand und Kraft:
Heimat und Volk, die Menschheit selbst in Not!
Fort Weichlichkeit! „Uns Werk!“ heißt das Gebot.
Empor gill's heut, nicht träumend rückwärts sehn,
Soll hehrstes Gut nicht vor die Hunde gehn.
Erleuchte, Geist des Lichtes, mich mit Frömmigkeit,
An Webstuhl mitzuschaffen einer neuen Zeit,
Die aus den Herzen reiner sich aufbaut,
Vom Morgenhauch der Menschlichkeit betauf!
Sie wird, mag haßdurchkrampft die Welt erheben,
Der Seele Auferstehung noch erleben.

Der große Stotterer.

Von Dr. Joh. Nind.

Vor mehr als tausend Jahren lebte in den Mauern Sankt Gallens ein Mann von übertragender Bedeutung, von vielseitigen Dichtergaben und von überlegenem Witz. Dieser Witz mußte oft über Zungenhindernisse herausstolpern, denn jener Sprühende führte den Beinamen Stammeler oder Stotterer (balbulus). Ja, der Mann war kränklich und schwächlich, verlor früh die Zähne und war, wie das bei genialen Leuten nicht selten, nervös belastet. Er hatte Visionen und Ahnungen. Seine Natur war tief religiös und künstlerisch zugleich. Neue Forschungen haben das Bild dieses frühesten Schweizerdichters ans Licht gebracht, gute Übersetzer seine Dichtungen zugänglich gemacht.

Notker, der Stammeler, war eine Pflanze des St. Galler Klosters, reichlich hundert Jahre früher als der bekannte Notker mit der großen Lippe (Labea). Jener erste Notker war um 840 in einer angesehenen und begüterten Fa-

milie des unteren Toggenburg geboren, das damals noch zum „Schwabenland“ gehörte. Der Sprachfehler, den sein Name andeutet, hat ihn nicht gehindert, ein großer Lehrer der St. Galler Klosterschule zu werden, und zwar weit über seinen Tod hinaus. Vielleicht hat eben dieser Sprachfehler, der sehr oft mit ängstlicher Gewissenhaftigkeit und rücksichtsvoll feinfühligem Wesen zusammengeht, ihn vor Hochmut bewahrt und jene Herzensgüte, jene liebevolle Fürsorglichkeit gefördert, die an ihm gerühmt wird.

Die Behinderung im Sprechen vertiefte jedenfalls seine Innerlichkeit. Er wurde ein gewandter und herzinniger Dichter und Musiker. Kräftige Anregung dazu empfing er von dem etwa dreißig Jahre älteren Abt der benachbarten Reichenau, Walahfried, der auf der damaligen Hochschule Deutschlands, im berühmten Kloster Fulda, bei Hraban ausgebildet, als ein